

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Mit den Badenern von Mülhausen bis in die Champagne

Körner, Friedrich T.

München, 1917

5. Die Kämpfe in Nordfrankreich und der Stellungskrieg 1914/15

urn:nbn:de:bsz:31-34456

Die Kämpfe in Nordfrankreich und der Stellungskrieg 1914/15.

In jenen Tagen, als der Fall Antwerpens als neue unvergängliche Ruhmesthat in das Heldensbuch der deutschen Armee eingetragen wurde, lag auch unser Korps wieder einmal auf der Achse. Es befand sich damals zum Abtransport in und um Metz, wo es auch den ersten Besuch unseres Großherzogs erhielt.

Natürlich gingen wieder die mannigfaltigsten Gerüchte über unsern neuen Bestimmungsort umher. Was man gern möchte, glaubt man gern. Nach diesem alten Grundsatz erweckte das Gerücht, wir würden nach Nordfrankreich kommen und gegen die Engländer kämpfen, den freudigsten Widerhall und einmütigen Beifall. „Ha, die Säckel, die verdammten, wir wolle ihne schon zeige, was e Badener is“ — so äußerte sich ein vierzigjähriger Freiwilliger, indem er gemächlich seine Pfeife ausklopfte und behaglich den warmen Kaffee schlürfte. Und so kam es auch. In langen Zügen rollte das Armeekorps nach Norden. Wenn einem in gewöhnlichen Zeiten 60 Stunden Eisenbahnfahrt entsetzlich erscheinen mögen, so war diese Bahnfahrt — ohne Kanonendonner, ohne Fernsprechgetute, ohne die ewige Nervenanspannung — eine wahre Erholung, und man hätte etwas darum gegeben, wenn sie noch einmal solange gedauert hätte. Als das

Signal Aussteigen geblasen wurde, befanden wir uns in einer Gegend, wie wir sie bis jetzt noch nicht gesehen hatten.

Es war das bevölkerte Industriegebiet Nordfrankreichs. Reiche Städte, große Fabrikanlagen, unzählige Schornsteine und Zechentürme, zahllose Arbeiterkolonien mit ihren Schieferdächern waren für uns ein neues, bisher unbekanntes Bild. Und alles noch unzerstört, fast alle Bewohner in ihren Häusern, die Bahnanlagen brauchbar, die Schenkstuben und Cafés geöffnet, man glaubte kaum an Krieg. Aber die Bevölkerung war düster und unfreundlich und sah wenig vertrauensvoll aus. Die französische Armee mußte das Gebiet allem Anschein nach sehr schnell geräumt und ihren Landsleuten wohl baldige Wiederkehr verheißen haben, denn sonst wären wir wohl nur auf Ruinen, und nicht auf dieses reiche, blühende Industriegebiet gestoßen.

Auch hier galt es wieder, schwere Kämpfe zu bestehen. Aus unzähligen Häusern, aus allen Gassen wurde hier geschossen. Die Schützen waren zurückgebliebene Soldaten, zum Teil in Zivil, vielleicht auch Franktireurs. Man konnte es nicht feststellen, da man in den verzweigten und winkeligen Fabrikanlagen und Dörfern den heimtückischen Feind nicht vor das Gesicht bekam. Es hat damals blutige Kämpfe bei Annay und Carvin, bei Lens und La Bassée gegeben. Aber wir haben sie schließlich doch geworfen und vor allem bei La Bassée den „verdammten Säckeln“, den Engländern, heimgezahlt. Alles rief es sich einander zu, die Kompagnieführer ihren Leuten, die Batterieführer ihren Richtkanonieren: „Die

Engländer, nun haben wir sie!" Mit ungeheurer Erbitterung und Wut griffen hier unsere Leute an. „Ihne wolle wir es heimzahle, die Schandmäuler, die all das Unglück angericht' haben.“ So sprachen damals die Badener, und sie haben ihr Wort gehalten. Von Dorf zu Dorf, von Abschnitt zu Abschnitt warfen wir sie zurück, nahmen ihnen Hunderte von Gefangenen ab, und haben dann den ganzen Winter über in zähen Kämpfen ihnen gegenüber gelegen und ihnen schwere Verluste beigebracht.

Unsere Leute hatten für die englischen Gefangenen, die sie machten, das einzig richtige Gefühl: das Gefühl einer maßlosen Verachtung. Zuerst spielte natürlich die Neugierde eine große Rolle. An dem ersten gefangenen Engländer konnte sich so mancher biedere Schwarzwälder kaum satt sehen. Als ihnen das aber etwas Alltägliches wurde, da beachteten sie die Gefangenen gar nicht mehr. Oft hörte man von schlichten Bauernlippen die Worte: „Ja, der Franzmann kämpft wenigstens für sein Vaterland, aber die Lumpen da nur für Geld.“ Wie klar und gesund ist doch oft das Urteil des einfachen deutschen Soldaten!

Damals im Oktober 1914 kämpften wir um Dörfer, die noch heute in unserem Besitze sind. Wir fanden die meisten Dörfer unzerstört vor, denn die Franzosen hingen noch zu sehr an ihrem Lande und wollten wohl das Eigentum ihrer Landsleute schonen. Aber als die Engländer dann ihre Geißel über das Land ihrer „Treuverbündeten“ zu schwingen begannen, da gab es bald keine Schonung mehr. Und nach und nach sanken blühende

Städte, reiche Dörfer, große Fabriken, prächtige Schlösser und Landhäuser in Schutt und Asche. Kirchen wurden zerschossen und so gründlich vernichtet, daß von den sehr schönen, mittelalterlichen Baudenkmalern oft buchstäblich nichts mehr übrig blieb. Auch unser Idyll in jener Gegend wurde durch eine englische schwere Granate zerstört.

Wir hatten unser Quartier in einem Dorf in dem schönen Hause des Doktors. Die Familie mußte in eiligster Flucht ihr Heim verlassen haben, denn als wir eintraten, stand alles zum Essen bereit auf dem Tisch. Die Speisen waren aufgetragen und alles sah so lecker aus, daß es uns zunächst verdächtig vorkam. Das Operationszimmer des Doktors war tadellos in Ordnung, die Instrumente lagen sauber nebeneinander. In den Schlafzimmern, die sich im ersten Stock befanden, waren die Betten hergerichtet, die Parfüms von Madame standen in stattlicher Anzahl auf dem Waschtisch. Im Garten entdeckten wir eine geräumige Garage, in der sich zu unserer großen Freude ein tadellos erhaltenes Auto vorfand, das uns dann noch lange ausgezeichnete Dienste getan hat. Wahrscheinlich war der Chauffeur der Doktorsfamilie eingezogen, und sie waren mit einem Flüchtlingszug ausgerissen. Denn sonst hätten sie wohl kaum ihr wertvolles Auto im Stich gelassen. In diesem Häuschen richteten wir uns also ein, als es Abend wurde und die Schlacht draußen verstummt war. Hier verlebten wir ein paar sehr frohe Stunden, hier konnten wir endlich wieder einmal auch mit der vielen Schreibarbeit unter Dach sitzen und die Stöße davon, die sich in den un-

unterbrochenen Schlachttagen angesammelt hatten, um so gründlicher bearbeiten. Man glaube ja nicht, daß St. Bureaukratius zu Hause bleiben wollte. O nein, er mußte auch mit ins Feld und hat sich sogar oft mit in die Schlacht gewagt!

Am nächsten Morgen brach ein schöner Novembertag an, zunächst noch nebelig und frisch, bis dann am Mittag die Sonne herauskam. Trotz der Unsichtigkeit fing schon um 7 Uhr morgens auf allen Seiten das Schießen an. Wir waren draußen bei unseren Batterien. Die Pferde standen fertig am Hause. Das Bureaupersonal wollte sich von diesem idealen Geschäftszimmer noch nicht trennen, aber es mußte wohl oder übel, denn wir waren in dem Glauben, daß es jede Stunde weiter vorwärts gehen würde. Kaum war die letzte Aktentiste aus dem Doktorhaus entfernt, als es zischend durch die Luft brauste und eine Riesengranate in das Haus fuhr. Natürlich blieb sie nicht die einzige, aber sie saß gleich so gut, daß sie durch das Dach in die Schlafzimmern schlug und auch dem Eßsaal einen Besuch abstattete. Natürlich war nun alles ein Durcheinander von Trümmern, Steinen, Scherben und Splintern. Wir hätten unser Doktorhaus gerne nochmals bezogen, da die Kämpfe hier noch tagelang tobten. Aber mit diesem Idyll war es nun vorbei. Wir sind später noch oft am Hause vorübergekommen, als es allerdings nur noch ein Trümmerhaufen war. Als einziger Überrest war nur der eine Pfeiler der Gartenmauer stehen geblieben, an dem das Hauschild des „Docteur“ befestigt war. Auch diese letzten Zeugen von Stätten, an denen einst glückliche

Menschen gewohnt hatten, werden nun wohl von den Engländern vernichtet sein.

Langsam, zuerst ganz unbewußt, glitten wir hier an diesen Orten und in diesen Linien in den Stellungskrieg hinüber. Vorne ging man allmählich an das Einrichten und Ausbauen der Stellungen, bei Freund und Feind. Man störte sich gegenseitig wenig. Man kannte damals all das Furchtbare und Grauenhafte noch nicht, was der Menscheng Geist dann im Laufe der Zeit für diesen Stellungskrieg ersann. Es war still in diesen ersten Wochen. Man sah ebenso beim Feinde wie bei uns die Schornsteine der Unterstände rauchen, es war ein fast friedlicher Anblick. Man saß beisammen im Unterstand, der damals noch aus ein paar Balken und Brettern bestand und den man vor allem gegen Regen und Schnee sorgfältig zu verstopfen suchte. An Beton dachte man damals noch nicht. Man fing an, sich Stühle und Tische zu bauen, dann Betten und Schränke. So ging man allmählich zum Schönen und Bequemen über. Wir gewöhnten uns an dieses Leben, an die Menschen, an die Dörfer. Die Gegend erschien uns bald vertraut, wir liebten sie. Wir kannten jeden Weg und Steg, jeden Baum und jedes Haus. Wir brauchten hier in dem reichen Industriegebiet keine Unterkunfts-lager, keine Blockhäuser, keine Wasserleitungen, keine Feldbahnen neu zu bauen. Hier lag Dorf neben Dorf, überall waren Häuser und große Fabriken mit Schuppen und Ställen, hier gab es überall Eisenbahnen, rollendes Material, Lokomotiven aller Art, hier gab es Kohlen, Zement, Steine, Bauhölzer, Eisenträger, Stahl- und Eisenplatten, Blech,

Bohlen, Türen, Fensterrahmen, Glas — und alles in solcher Fülle, daß zum Ausbau der Stellungen überreiches Material vorhanden war. Es war uns eine ausgezeichnete Beihilfe und hat dazu beigetragen, unsere Linien allmählich zu der unerschütterlichen Front auszubauen, in der sie schon so oft unsern Feinden standgehalten haben.

Natürlich begann hier sogleich eine Organisation im größten Stile. Die Kanäle wurden wieder schiffbar gemacht, die Bergwerke und Fabriken instand gesetzt, der Ackerboden und die Gemüsegelder wurden bestellt, und man begann, die zahllosen Getreidemieten auszudreschen, die überall auf den Feldern standen. Da halfen alle zusammen zum Gelingen des Ganzen. Selbstverständlich mußte auch die Zivilbevölkerung mittun und sich ihr Brot verdienen. Wer von unsern Offizieren oder Soldaten durch seinen bürgerlichen Beruf für irgendeine Stelle besonders geeignet war, wurde an diese gestellt, weil er dort zurzeit mehr nützen konnte als im Schützengraben. Da entstanden bald landwirtschaftliche Kommissionen, Ausschüsse für Kohlenbergwerke, Kommissionen für Nutzarmachung der Maschinen in den Fabriken und Werkstätten. Und die Maschinen arbeiteten wieder für den Bedarf an der Front, stellten Stacheldraht und Handgranaten her, Schuttschilde und Grabenspiegel, Holzverkleidungen und Baumaterialien für die Unterstände und Schützengräben. So gaben schon in den ersten Monaten des Stellungskrieges die Arbeiten in und hinter der Front einen unvergleichlichen Beweis von deutscher Zähigkeit und Tatkraft.

Wenn man heute an alle die Wintertage denkt, die damals so langsam und trübe an uns vorbeigeschlichen sind, so kommt einem das vor wie etwas weitentferntes, längst Vergangenes. Weit lag da alles eingeschneit, die Felder und Dörfer, die Häuser und Wälder. Oft, wenn man so vorbeiritt an all dieser Stille hinter der Front, glaubte man, es sei alles Leben geflohen aus diesen Straßen und Gassen. Und doch war es oft traulich in den niedrigen Häusern. Da saßen die Leute, die nicht Dienst in vorderster Linie hatten, beisammen. Es war warm in den von Tabaksrauch erfüllten Stuben. Man spielte Karten und putzte seine Sachen, man las und sang, und der Krieg war weit draußen, irgendwo . . . Und doch begegnete so manchem dieser frohen Gestalten der Tod schon am nächsten Tag, dort vorne im Graben. Eh er sich's versah, traf eine verirrte Kugel sein junges Herz.

Abends dann begann das Leben in den Dörfern zu erwachen. Die Essenholer, Radfahrer und Befehlsempfänger kamen ins Dorf. Es war immer ein bewegtes, buntes Bild. Ab und zu nur löste sich ein Kanonenschuß, unaufhörlich aber zischten die Infanteriegeschosse durch die Luft, und so manches Geschos verirrte sich bis in unser Dorf und oft auch in das Haus hinein. Da wurde dann das Loch in der Fensterscheibe verstopft, und man wartete ruhig auf das nächste „singende Vögelein“, wie unsere Leute diese verirrten Kugeln nannten.

Im Anfang war uns das lebhafteste Infanteriefeuer, das jeden Abend bei Beginn der Dunkelheit auf beiden Seiten einsetzte, sehr ungewohnt und beunruhigte alle

lebhaft. Immer wieder horchten wir dann angestrengt hinaus oder riefen vorne an, ob etwas Besonderes zu erwarten sei. Aber jedesmal kam die Antwort, daß es ein Beruhigungsschießen beider Parteien gewesen sei. Nach einigen Tagen gewöhnte man sich auch daran und es wurde einem bald zur Alltäglichkeit.

Auch die Ablösungen zogen abends in die Gräben hinaus. Es waren seltsam anmutende Gestalten, die man beim Aufblitzen eines Lichtes in den Dorfstraßen sich sammeln sah. Gegen Masse und Schlamm und Lehm hatte sich jeder so gut als eben möglich geschützt. Die Füße hatten sie bis an die Knie hinauf dicht umwickelt. Aber immer lebhaft waren diese Menschen, sie rauchten und lachten, piffen und sangen. Und doch ist es nur das Gefühl der Masse, der Zusammengehörigkeit, der Kameradschaft, die ertragen und vergessen läßt, daß es jetzt wieder dem Tode entgegengeht. Der einzelne bleibt doch immer Mensch, ganz Mensch. Er weiß, daß alles sein muß, ihn treibt Gehorsam und Pflicht, aber das Herz und die Gedanken sind weit, weit in der Heimat, bei lieben Menschen. Nachsinnen und Nachgrübeln liegt über der Seele, sie tastet in unbewußter Sehnsucht. Unaufhörlich aber schiebt die Masse wieder den einzelnen mit sich fort . . .

Ein Schlamm bedeckt die Straßen, halb Schnee, halb Regen. Der Tornister ist schwer, die Patronen drücken, die Pfeife brennt nicht mehr, vorne donnern die Kanonen. Post hat man seit fünf Tagen nicht mehr bekommen. Stumpfsinnig marschiert man, der Vordermann stolpert, in den Laufgräben glitscht man aus, alles hängt an

einem herunter wie Bleigewicht, und stumm und traurig blicken tausend glutvolle Augen zum Nachthimmel empor, ob nicht endlich der Regen und das Schneegestöber einhalten wolle. Aber alles bleibt grau, schwer und dunkel dort oben. Nur vom Kanal her, von La Bassée, donnert es unaufhörlich und am Horizont sieht man es zucken wie von tausend Blitzen; dort scheint alles nur Kampf und Tod zu sein. Dann steht man frierend und fiebernd hinter seinem Schützenloch. Die Füße brennen und die Augen sind gerötet vom Hinausstieren in die undurchdringliche Winternacht. Da schlagen nebenan wieder Granaten ein. Ein Schrei, ein Stöhnen, Fluchen — dann ist alles wieder tot und still. Man läuft nebenan, Krankenträger kommen vor, man leuchtet, flüstert, man lacht und flucht. Eben ist der Zug eingeschlafen. Sie liegen tief, wie tot in ihrem kurzen Schlaf. Es sind viele junge, zarte Gesichter darunter, auch alte Landwehrmänner, mit Bärten und harten Zügen. Sie alle schlafen den gleichen Schlaf. Nun aber müssen sie heraus. Die Besatzung im Graben ist schwach, unsere Linien sind dünn. Der Graben muß wieder aufgeschüttet, das zerstörte Drahthindernis neu gezogen werden. Es kostet heiße Mühe, sie alle wach zu schütteln.

So ist der Stellungskrieg. So haben damals unsere tapfern Soldaten in zähem Durchhalten gerungen und gekämpft, gearbeitet und gelitten. Und alle diese Kämpfe wurden gegen einen weit überlegenen Feind geführt. Trotz seiner Überlegenheit wurde er überall abgewehrt und, wo wir ihn angriffen, geworfen. Das war unser Geheimnis, unsere Organisation, der Geist des „Mili-

tarismus“, den unsere Gegner so sehr hassen und doch so gern nachmachen möchten, ohne es zu können. Denn dieser Geist, den sie fälschlich mit Militarismus bezeichnen, lebt in jedem einzelnen deutschen Soldaten tief und unausrottbar: es ist der Geist der Disziplin, der Unterordnung, der Pflicht, des Gehorsams. Mit ihm haben wir auch damals alle Schwierigkeiten und Beschwerden überwunden und unerschütterlich ausgeharrt.

Besonders den Engländern haben wir immer wieder gezeigt, welcher Geist uns allezeit beseelt hat. Wir ließen auch ihnen Gerechtigkeit widerfahren und haben stets zugegeben, daß sie zäh gekämpft haben bis zum letzten Mann. Aber sie waren uns auch stets an Zahl überlegen. Wo bei uns eine Kompagnie ihren Abschnitt halten, ausbauen und verteidigen mußte, da hatten sie deren zwei oder drei. Und doch haben wir sie damals immer wieder aus der Prellbockstellung geworfen, so oft sie diese uns auch abgenommen hatten. Diese Stellung war ein Eisenbahnprellbock, der am Ende eines neben dem La Bassée-Kanal herlaufenden Schienenstranges stand. Sie war als ein kleiner Stützpunkt besonders stark ausgebaut und von großer Wichtigkeit, weil von hier aus die feindliche Stellung flankiert werden konnte. Den Engländern war der Prellbock daher ein ewiger Dorn im Auge, und sie versuchten immer wieder, ihn uns zu entreißen. Besonders heftig tobte der Kampf um diese Stellung am Silvesterabend. Da wurde der Prellbock, nachdem er am Tage zuvor verloren gegangen war, von uns wieder genommen. Die beiderseitigen Linien lagen damals schon nahe gegenüber, oft nur 10 bis

20 Meter. Hier, in dem sumpfigen Kanalgebiet, waren die Verhältnisse besonders schwierig. Was nachts aufgebaut worden war, wurde am Tage wieder zerschossen, oder Regen und Schnee durchweichten den Boden so, daß jeder Sandaufwurf weggeschwemmt wurde. Der ganze Erdboden war völlig zernarbt und zerrissen. Täglich gingen hier Tausende von schweren und leichten Geschossen nieder. Draathindernisse gab es nur noch stellenweise, und dann oft nur ein gemeinsames für Freund und Feind. Die Engländer suchten hier unsere Geschütze, die ihre Grabenbesatzung gegenüber dem Prellbock dauernd beschossen, und zwar auf ganz geringe Entfernung. Aber unsere Geschütze waren so gut versteckt, daß sie nie gefunden worden sind.

An diese Stellung schlossen sich die sogenannten Ziegelhaufen an. Das waren Blöcke aus Ziegelsteinen, die oft den Umfang eines kleinen Hauses hatten. Sie standen schachbrettförmig hintereinander, bis zu einer Tiefe von etwa 30 bis 40 Metern. Aus diesen Ziegelhaufen hatten die Engländer eine kleine Festung gemacht. Sie waren gespickt mit Maschinengewehren, mit Stacheldrahtanlagen durchzogen und durch Lauf- und Verbindungsgräben zu einem undurchdringlichen Stützpunkt ausgebaut. Da half nur Sprengung. Anders kam man nicht heran. Und seit Wochen bohrte die tapfere Pionierkompagnie dort unter der Erde und führte unermüdlich ihren aufreibenden und schweren Krieg im Dunkeln. Sechs Stollen wurden in die Erde getrieben. Tag und Nacht arbeiteten die Leute da unten, der Schweiß lief ihnen von Stirn und Nacken, je tiefer sie kamen, desto

enger und erstickender wurde es. Unheimlich flackerte dort das matte Licht, immer vorsichtiger mußte man bohren, um dem Feinde nichts zu verraten. Schon hörte man deutlich die Stimmen der Engländer, wenn sie sich unterhielten oder ihre eintönigen Lieder sangen. Man war also auf der richtigen Spur, unter dem ersten englischen Graben! Die Stollen wurden mit Dynamit geladen: es war alles wohl vorbereitet, der Sturm konnte beginnen. Es war damals ein naßkalter, trüber Tag. Nichts regte sich. Es war ganz ruhig zwischen den Fronten. Da flammte mit einem Male um halb acht Uhr morgens ein dürrer Baum, der für alle sichtbar war, weithin leuchtend auf. Das war das verabredete Zeichen. Mit furchtbarem Krachen sprangen die Minen, die Erde zitterte und bebte, und mit donnerähnlichem Getöse flog die englische Stellung in die Luft und begrub und verschüttete alles Leben unter sich. Schon aber segte der deutsche Sturm über die zertrümmerte Stellung hinweg, säuberte die Ziegelhaufen, arbeitete mit Handgranaten und Bajonett. Zugleich mit der Sprengung hatte unser Artilleriefeuer eingesetzt und hielt die feindlichen Batterien unter so starkem Feuer, daß diese zunächst gar nicht antworteten. Wir vermuteten sogar, daß die englischen Kanoniere gerade mit Rasieren oder mit ihrem Morgenkaffee und ihren Bisquits beschäftigt waren, als wir sie so nichtsahnend überfielen. Als sie dann aber bald zu sich gekommen waren, da legten sie mit ihrem Trommelfeuer los. Auch die feindliche Infanterie hielt unseren Leuten wacker stand und versuchte in heftigen Gegenangriffen immer wieder, ihnen das verlorene

Gelände zu entreißen. Es waren schottische Garderegimenter mit besonders gutem Mannschaftsersatz, die mit besonderer Mut kämpften. Aber ihre Anstrengungen waren vergebens. Unsere Badener haben sich siegreich behauptet und die Ziegelhaufen nicht wieder hergegeben. Es war ein Geschenk, das wir unserem Kaiser zu seinem Geburtstage in stolzer Dankbarkeit darbringen konnten.

Neben all diesen schweren Kämpfen, dem ununterbrochenen Ausbau der Stellungen, gab es aber, wie schon erwähnt, auch viel frohe Tage, die uns allen unvergeßlich bleiben werden. Es gab gar herrliche Quartiere in Nordfrankreich, Dörfer, die noch ganz unversehrt standen, und in denen sich bald ein fröhliches Leben und Treiben abspielte, wenn sie als Ruhequartiere bezogen wurden. Wer Glück hatte, erwischte sogar hier und da ein Bett. Aber man fragte nicht mehr so viel danach. Man war es schon zufrieden, unbehelligt von schweren Mienen und allen möglichen Kalibern ein Dach über dem Kopf zu haben. Selbst dicht an der Front hatten wir ein Dorf, das uns lange ein frohes Heim bot und in dem wir gern Unterkunft bezogen. Es wurde zwar täglich hineingeschossen, der dem Feinde zugelegene Teil war auch schon vollständig in Trümmern, aber trotzdem waren noch viele Einwohner dort, alte Mütterchen und Greise, Frauen und Kinder, die sich von ihrer Heimat nicht trennen konnten. Es tat einem weh, hier zu sehen, wie grausam der Krieg alles Besitztum armer Leute, ihre Scholle, an der sie mit ihrem Herzblut hingen, zerstörte. Uns taten die Leute nichts. Sie waren freundlich und halfen uns, wo sie konnten. Die Frauen wuschen die

Wäsche, die Männer reinigten die Straßen und besserten die Wege aus. Wir waren ja alle aufeinander angewiesen. Wenn das Dörfchen seinen sogenannten Morgen- und Abendsegen erhielt, so traf das uns alle gleich hart. Dann flüchtete alles in die Keller und Unterstände, die sich die Bewohner neben ihren Häusern selbst gegraben hatten. Sie hatten das schnell unsern Soldaten abgesehen.

Eine besonders komische Figur war der Lehrer, der vom Ortskommandanten als Bürgermeister eingesetzt war. Sein Haus war der Treffpunkt für alle Leute; alle Bitten und Wünsche wurden dort vorgetragen. Bei ihm wohnte der Ortskommandant selbst, dem es natürlich recht gut erging. Jeden Morgen, ehe man in die Stellungen ging, sprach man beim Herrn Bürgermeister vor, und hörte dann dort das Neueste. Er wußte immer etwas. Einen Tag erzählte er von einer gestohlenen Gans, den andern von der bevorstehenden Offensive seiner Landsleute, dann von der Güte der Kohlen, die dort in der Nähe des Dorfes in Haufen lagen, und eines Morgens meldete er sogar, daß ein kleiner französischer Bürger bei „Madame Juliette“ einpassiert sei. Die Mutter habe sich sogar schon lange den Namen zurechtgelegt, er solle „Camerade“ mit Vornamen heißen. Auf die Frage, wie sie denn auf diesen seltsamen Namen käme, lächelte der Bürgermeister verschmigt und sprudelte hervor: „Oui, mes officiers, je sais.“ Eines Tages seien etwa dreißig gefangene Franzosen durch das Dorf geführt worden. Madame Juliette sei mit mehreren deutschen Soldaten vor ihrem Hause gestanden. Die Franzosen hätten die

deutschen Soldaten freundlich angeschaut und Zeichen gemacht, ob sie ihnen nicht eine Zigarette geben wollten. Das hätten die deutschen Soldaten sofort getan und dabei den Franzosen zugerufen: „Bons camerades“. Das habe der Frau dann so gefallen, daß sie nun ihrem Söhnchen diesen Vornamen ausgesucht habe. Der Herr Bürgermeister war ein schlauer Kopf, er hatte überall seine Augen und Ohren, und mancher traute ihm nicht recht und meinte, er stünde mit dem Feind in Verbindung, durch Zeichen oder sogar durch unterirdische Fernsprechleitung, die in seinem Hause vermutet wurde. Diese Mißtrauischen meinten, er lenke mittels einer solchen Leitung das Feuer der feindlichen Artillerie. Als aber eines Tages ein besonders umfangreicher Volltreffer in das Haus des Bürgermeisters selbst einschlug, und der Glöschrank in seinem Wohnzimmer mit schönen alten Tellern, seinem Stolz und seiner ganzen Freude, klirrend zusammenstürzte, da glaubten auch diese Mißtrauischen nicht mehr daran, daß der Alte ein Spion sein könne. Lange hat die Herrlichkeit seiner Regierung hier auch nicht mehr gedauert. Die feindliche Artillerie beschloß das Dorf immer heftiger, und nachdem es unter der Zivilbevölkerung einige Tote gegeben hatte, mußten sie den Ort räumen, so schwer es ihnen und wohl auch uns gewesen sein mag. Denn nichts ist herzerreißender, als Menschen Abschiednehmen zu sehen von den Stätten ihres Lebens, an denen sie ihr Brot und ihr Glück gefunden hatten.

Einen Lichtblick in den schweren Tagen brachte für alle auch die Weihnachtszeit. Weihnachten im Felde!

Wer hatte daran gedacht! Nun aber sollte es Wahrheit werden, nun sollten wir hier draußen unsern deutschen Weihnachtsbaum anzünden, und die Grüße und Gaben aus der Heimat auf blutgetränktem Felde empfangen. Und die Heimat hatte uns nicht vergessen! Es kamen unzählige Gaben der Liebe, sowohl aus dem Schloß unseres Großherzogspaares als auch aus den entlegensten Bauerndörfern des Schwarzwaldes. Garnisonen hatten an ihre Regimenter gedacht, das Rote Kreuz, Hilfsvereine, Gemeinden, Verbände aller Art, große Gesellschaften, Privatleute hatten Hand in Hand gearbeitet und Gaben jeder Art in reicher Fülle gespendet. Vor allem stärkten diese Weihnachtstage wieder den Glauben und die frohe Gewißheit in uns, daß auch nach diesen grauen, schweren Tagen wieder einmal Sonne, Leben und Glück kommen würde. Denn auch draußen im Felde hat man oft die Empfindung tiefen Glückes. Man erlebt es in richtiger Pflichterfüllung, in Aufopferung für einen Kameraden, in der Sorge für andere. Es beruht auch hier, wie stets im Leben, in kleinen, nichtigen Dingen. Das sollten wir auch an diesem Weihnachtsfest erfahren, das wir hier so weit entfernt von Heimat und Liebe begingen. Das Verstehen dieser Gedanken mußte unseren Leuten die Weihnachtsfreude werden. Und wer sie begriffen hat, der ist nicht traurig, sondern froh durch diese Tage gegangen, in denen uns der Duft des Tannenzweigs, das in jedem Unterstande zu finden war, Erinnerungen an goldene Kindheitstage weckte. „Der Glanz des Sternenhimmels über uns, der Glanz all der Lichter, die unseren Weihnachtsbaum schmücken, der Glanz

der Liebe, die in unseren Herzen wohnt, sollen uns zurückleuchten in glückselige Kindheitsjahre. Sie sollen uns glauben lehren, daß es die Liebe eines Menschen war, die uns frei gemacht und uns erhöht hat. Sie sollen uns glauben lehren, daß alles eitel und vergänglich ist, wenn nicht die Liebe in unser Leben tritt, die Liebe, die uns vollkommen und stark, frei und innerlich groß macht." So sprach damals unser Pfarrer am heiligen Abend, und er hat in viele Herzen hineingesprochen. Als wir hinaustraten aus der festlich geschmückten Kirche, da stand ein klarer Sternenhimmel über uns, und dankbar grüßten wir zu ihm hinauf und dachten an unsere deutsche Heimat.

Hier hatten wir den Herbst und den Winter erlebt, nun sollten wir auch noch den Frühling sehen. Der Frühling kam in die Stellungen, er zeigte sich im Drahtverhau, er fing an, bei den Geschützen emporzusprießen. Hier kam an irgendeinem dürren Strauch eine Knospe hervor, dort blühte ein bescheidenes Veilchen, hier brachen Frühlingsboten aus der Erde. Überall neues Leben, neues Wachsen! Die grauen Tage hörten auf, an denen sich der Himmel so bleiern und trübe zeigte, die Sonne leuchtete häufiger und wärmer bis spät in den Nachmittag hinein. Diese Tage machten auch die Menschen frischer, froher, lebendiger. Da konnte man doch schon hier und da im Freien liegen, man brauchte nicht mehr den schweren Mantel und alle weihnachtlichen Liebesgaben, von der Bauchbinde bis zum Nasenwärmer, mit sich herumzuschleppen. Die Gräben fingen an, trockener zu werden, so daß man auch schon hier und da einmal

warme Füße verspürte. Alles das hob die Freudigkeit und man war froh, wieder in recht viel lachende Gesichter sehen zu können.

Auch damals hatten unsere Kameraden im Westen und Osten wieder große Kriegstaten verrichtet. Nun war es im April auf allen Fronten ruhiger geworden. Der Mai 1915 wurde dann der größte Ruhmesmonat der deutschen Armee in diesem Jahre, denn in ihm bekamen unsere Feinde wieder auf allen Fronten zu fühlen, daß das deutsche Schwert in den langen Wintermonaten an keiner Stelle eingeroftet war.

